Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 68 (1988)
Heft: 5

Artikel: Martin Luther Kings zweifache Berufung : der schwarze Gandhi
Autor: Plessner, Monika
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164573

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Monika Plessner

Martin Luther Kings zweifache Berufung

Der schwarze Gandhi

Auf dem Höhepunkt der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung im Juni 1963 hat Präsident John F. Kennedy deren Ziele einmal auf die schlichte Formel gebracht:

«Wir haben es vor allem mit einem moralischen Problem zu tun, das so alt ist wie die Heilige Schrift und so klar wie die amerikanische Verfassung.» [1]

Will man das politische Denken Martin Luther Kings, des vor zwanzig Jahren ermordeten charismatischen Wortführers der Bewegung, auf eine ebenso schlichte Formel bringen, so lautet sie: Er hat sich als Christ und als Amerikaner von der Heiligen Schrift und der Klarheit der amerikanischen Verfassung leiten lassen. Christ und Amerikaner — aber schwarzer Christ und schwarzer Amerikaner: *«ein amerikanisches Dilemma»* [2].

Befragt man die Heilige Schrift, so findet man nicht erst in der Bergpredigt, sondern schon im Alten Testament das Gebot: *«Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.»* Und ein paar Verse weiter: *«Wenn ein Fremdling bei Dir in Eurem Lande wohnt, den sollt Ihr nicht schinden. Er soll bei Euch wohnen wie ein Einheimischer unter Euch, und sollst ihn lieben wie Dich selbst: denn Ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland.»* [3]

Die Worte aus der alten Welt klingen wie an die neue, an Amerika gerichtet, da ja dort ein jeder Nachkomme von Fremdlingen oder gar selbst aus der Fremde gekommen ist. Hätte Martin Luther King sich auf eine höhere Autorität berufen können? Und die zweite, die amerikanische Verfassung?

Seit Luthers Diktum, die Bergpredigt gehöre nicht aufs Rathaus, war ein Vierteljahrtausend vergangen, als die im Werden begriffene amerikanische Nation sich ihr Grundgesetz gab, auf dem die Verfassung von 1787 ruht: In der Unabhängigkeitserklärung von 1776 stehen in aufklärerischer Neuformulierung des Sittengesetzes der Heiligen Schrift die axiomatischen Wahrheiten (self-evident Truths), dass *«alle Menschen gleich geschaffen und von ihrem Schöpfer mit eingeborenen und unveräusserlichen Rechten ausgestattet»* (sind), zu denen *«Leben, Freiheit und das Trachten nach Glück»* gehören. Ironischerweise stammen diese Worte von Thomas Jefferson, dem dritten Präsidenten der Vereinigten Staaten, der als Grossgrundbesitzer in

Virginia Herr über mehr als hundert Sklaven war. Aber als Aufklärer war er ein Sklavenhalter mit schlechtem Gewissen. Er war es nämlich, der die von anderen Unterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung gewünschte Formulierung «Trachten nach Besitz» (property) durch die drei Worte von erhabener Vieldeutigkeit «Trachten nach Glück» ersetzte: die Urform des «American Dream». Am Dilemma zwischen Besitz und Glück hat sich auch das zwischen weissen und schwarzen Amerikanern entzündet. Als Martin Luther King am 28. August 1963 vor den mehr als 250000 Teilnehmern am Marsch auf Washington ausrief: *«I have a dream..»* meinte er das eingeborene und unveräusserliche Recht des Trachtens nach Glück, den amerikanischen Traum, für schwarze wie für weisse Amerikaner.

Wenn Präsident Kennedy seine Landsleute, Gegner wie Anhänger der Bürgerrechtsbewegung, auch auf die Klarheit der Verfassung hinwies, so meinte er unter den obwaltenden Umständen vor allem die drei Zusätze (Amendments), die der siegreiche Norden dem besiegten Süden nach dem Bürgerkrieg buchstäblich abgerungen hat: Der XIII. Zusatz von 1865 beginnt:

«In den Vereinigten Staaten... darf es weder Sklaverei noch Zwangsarbeit geben...» Der Kongress ist ermächtigt, diesem Artikel durch angemessene (appropriate) Gesetzgebung Geltung zu verschaffen...»

Am Anfang des XIV. Zusatzes von 1869 heisst es: *«Alle Personen, die in den Vereinigten Staaten geboren oder eingebürgert sind, sind Bürger der Vereinigten Staaten und des Bundesstaates, in dem sie wohnen. Kein Staat darf ein Gesetz erlassen, das die Rechte und Freiheiten von Bürgern der Vereinigten Staaten einschränkt...»*

Und schliesslich der erste Satz des XV. Zusatzes von 1870: *«Das Wahlrecht der Bürger der Vereinigten Staaten darf niemandem aus Gründen seiner Rasse, Hautfarbe oder seines früheren Status der Knechtschaft (servitude) wegen abgesprochen werden...»*[4]. Die drei neuen Artikel aus der Zeit nach dem Bürgerkrieg sind so unmissverständlich formuliert, dass man sich verwundert fragt, warum hundert Jahre vergehen mussten, bis auch die schwarzen Bürger der ehemals konföderierten Staaten des Südens in den Genuss der ihnen von der Verfassung garantierten Rechte gekommen sind. Und weiter: Warum ist das erst durch eine Massenbewegung erreicht worden, die sich vor allem religiöser und moralischer Argumente bediente?

So einfach die beiden Fragen scheinen, so schwer sind sie zu beantworten. Um gründlich zu sein, müsste man auf die gesamte wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtspolitische Entwicklung der Südstaaten seit der Ergänzung der Verfassung durch die drei Zusätze eingehen. Noch schwieriger zu beantworten ist die zweite Frage. Hypothetisch lässt sich allenfalls sagen: Es war wohl ein Gebot der politischen Klugheit, komplizierte

Gegensätze, wenn nicht gar Widersprüche, zwischen naturrechtlichen und positiv rechtlichen Positionen zu überspielen, d. h. letzteren, von denen aus die weissen Machthaber des Südens argumentierten, durch Verweisung an eine allerhöchste Instanz den Wind aus den Segeln zu nehmen.

White supremacy – Black Codes

Fundament der Gesellschaftsordnung in der Neuen Welt war seit altersher die sogenannte «white supremacy». Der Begriff, der zwischen Herrschaft und Überlegenheit schillert, umfasst ausser wirtschaftlichen und kulturellen Ansprüchen auch einen Komplex irrationaler Ängste der Weissen aller Klassen vor biologischer Integration, die verdeckt natürlich seit Jahrhunderten stattgefunden hatte. Dank der Mendelschen Gesetze waren ihre Produkte unverkennbar. Aber die Mischlinge jeglichen Grades wurden bis zur Emanzipation als Sklaven registriert. Als das nicht mehr möglich war, verfielen die Weissen auf eine neue Sprachregelung, mit deren Hilfe sie die alte Herrschaftsordnung aufrechterhalten konnten: die Segregation, deren oberster Grundsatz für die Beziehungen zwischen den Bürgern höheren und minderen Grades lautete: *«Separate but equal»* — getrennt, aber gleich.

Scheinbar war der Verfassung damit Genüge getan. Aber bei dem desolaten wirtschaftlichen Status der «freedmen», der befreiten Sklaven, die mit geringen Ausnahmen Analphabeten waren, war Gleichheit selbst vor dem Gesetz natürlich bestenfalls ein Lippenbekenntnis. Um des mühsam erreichten Friedens der Union willen begnügte man sich damit in Washington. Nach einer chaotischen Wiederaufbauperiode in den Südstaaten, an der auch Schwarze zunächst einen nicht unbeträchtlichen Anteil hatten, versank die Region etwa ab 1880 in totale Rassentrennung.

Die sogenannten «Black Codes», im Volksmund als «Jim Crow Laws» verspottet[5], erfassten alle Lebensbereiche: Wohnbezirke, Krankenhäuser, Schulen, Friedhöhe, ja, selbst Kirchen waren streng segregiert. Es gab minuziöse Bestimmungen darüber, wie Schwarze Weisse grüssen und anreden mussten, welche Eisenbahnwaggons und welche Plätze in Überland- und Stadtbussen sie einnehmen durften. Sie durften keine Restaurants, Brunnen, Schwimmbäder, Toiletten, Parkbänke usw. benutzen, wenn diese nicht ausdrücklich für «Farbige» beschildert waren. Eine automatische Folge all dieser Vorschriften war, dass die Schwarzen auch von Behörden und vor allem von der Polizei schikaniert wurden. Und wenn der Arm des Gesetzes nicht lang genug war, griff der «Ku-Klux-Klan», eine gleich nach dem Bürgerkrieg gegründete terroristische Geheimorganisation, zu. Ihre nur vermummt auftretenden Mitglieder scheuten vor Aus-

peitschungen, Brandschatzung, ja, vor Mord, nicht zurück. *«Keep the Nigger in his place»* war ihre Parole. Der Platz der Schwarzen war das Ghetto.

Dass es zu moralisch derart absurden Zuständen kommen konnte, liegt an der Aufteilung der Rechtshoheit zwischen der Union und den Bundesstaaten. In deren Zuständigkeit fallen nämlich das Ordnungsrecht, das Zivil- und Strafrecht, das Verkehrs- und Erziehungswesen sowie die Ausführungsbestimmungen zum Wahlrecht auf allen Ebenen. Allerdings müssen alle von den Einzelstaaten im Rahmen ihrer Zuständigkeit erlassenen Gesetze im Einklang mit der Bundesverfassung stehen. Dass ein Gesetz aber nicht verfassungskonform ist, kann in letzter Instanz nur der Supreme Court in Washington entscheiden. Aber wo kein Kläger war, da fand sich auch kein Richter. Wie weit die neuerliche Versklavung der Schwarzen unter dem Vorzeichen der Segregation schon fünf Jahre nach dem Erlass des XV. Zusatzes zur Verfassung gediehen war, offenbart die «Civil Rights Bill» von 1875. Sie lautet:

«Alle Personen im Rahmen der Rechtsprechung der Vereinigten Staaten sind zu unbeschränktem Genuss der Einrichtungen in Gasthäusern, Transportmitteln zu Lande und zu Wasser, in Theatern und anderen Vergnügungsstätten berechtigt; sie unterliegen den gesetzlichen Verfügungen und Einschränkungen, die für Bürger aller Rassen und Farben gültig sind, und zwar ohne Ansehen eines etwaigen früheren Status der Knechtschaft.»[6]

Die Grossvaterklausel

Waren die «Jim Crow Laws» damit nicht hinfällig? Theoretisch gewiss. Aber die «Civil Rights Bill» war kein weiterer Zusatz zur Verfassung, sondern nur ein Bundesgesetz, das, falls bestritten, der Prüfung durch den Obersten Gerichtshof unterlag. 1883, also schon acht Jahre nach Erlass des Gesetzes, war der reaktionäre Einfluss der Südstaaten in Washington wieder so stark, dass der Supreme Court es für nicht verfassungskonform erklärte. Selbst in der höchstrichterlichen Entscheidung spiegelten sich also Zeitströmungen und Mehrheitsverhältnisse. Die Urteilsbegründung war ebenso schlau wie simpel. Die drei Zusätze zur Verfassung, hiess es, richteten sich an Staaten, nicht an Personen und Körperschaften. Da Eisenbahnen und Schiffahrtslinien, Theater, Restaurants usw Privatbetriebe sind, seien sie von den Verfassungsforderungen nicht betroffen. Nach dieser Entscheidung war kein Halten mehr für die Segregation. In den nächsten achtzig Jahren waren die Schwarzen Freiwild für Rassisten.

Dass aber auch die Behörden sich von Washington nicht gängeln liessen, beweisen die Ausführungsbestimmungen zum Wahlrecht der Schwarzen. Da sie ihrer Hautfarbe und des früheren Sklavenstatus wegen nicht von der

Eintragung in die Wählerlisten fern gehalten werden durften, führte man einfach andere Kriterien ein, beispielsweise die sogenannte «Grossvaterklausel». Wahlberechtigt hiess es da, sei nur jemand, dessen Grossvater schon gewählt habe. Das traf natürlich für Sklavensöhne und -enkel nicht zu. Oder der «read and write-test». Wer wählen wollte, musste lesen und schreiben können. Das konnten zwar auch viele Weisse nicht. Aber bei ihnen drückte man nur zu gern ein Auge zu. Bei den Schwarzen waren die Ergebnisse des Testes so grotesk, dass man sich bald landauf, landab einen Studentenwitz erzählte: Ein Schwarzer mit Harvard-Examen wollte in seinem Heimatstaat Mississippi wählen. Um in die Liste eingetragen zu werden, musste er zuerst die gesamte Verfassung auswendig aufsagen. Als ihm das mühelos gelang, verlangte man dasselbe von ihm auf Latein, Griechisch, Französisch, Spanisch und Deutsch. Er bestand. Schliesslich wurde ihm ein Blatt mit chinesischen Schriftzeichen vorgehalten: *«Was steht da?»* fragten seine Zwingherren. *«Dass ich nicht wählen darf, steht da»,* war die resignierte Antwort[7].

Die Lage der schwarzen Bürger im Süden war also aussichtslos. Was immer ein Einzelner unternommen hätte, um seine Rechte wahrzunehmen: Er wäre unweigerlich in die Zwickmühle zwischen Bundesrecht und Einzelstaatsgesetzen geraten. Sein Heimatstaat bestrafte ihn dafür, dass er sein Recht als Bundesbürger beanspruchte. Die Strafen für schwarze Unbotmässigkeit waren drakonisch. Wen sie jedoch nicht schreckten, der fiel dem Ku-Klux-Klan zum Opfer, der keine Gnade kannte.

So war es denn nur ein Gebot der politischen Vernunft, dass einer der bedeutendsten Wortführer der Schwarzen, Booker T. Washington, rund sechzig Jahre vor der Bürgerrechtsbewegung die Parole ausgab: *«In allen Fragen des gesellschaftlichen Lebens können wir so getrennt von einander existieren wie die einzelnen Finger einer Hand. Was dagegen das Gemeinwohl und den allgemeinen Fortschritt betrifft, sollten wir gemeinsam mit der ganzen Hand anpacken. Die Klügsten aus meiner Rasse haben begriffen, dass Agitation in Fragen sozialer Gleichheit die äusserste Torheit wäre.»*[8]

Eine schwarze Gesellschaft

Unterwerfung auf der ganzen Linie? Dem Anschein nach, und das für lange Zeit, tatsächlich. Dass die Selbstbehauptung der Schwarzen jedoch nicht im Alltagstrott zweier politisch verstummter Generationen erstickte, liegt an einer List der Idee, mit der niemand gerechnet hatte. Gerade durch die Segregation entstand nämlich eine schwarze Gesellschaft, die zwar politisch, wirtschaftlich und juristisch abhängig von der weissen war, aber dennoch ein eigenes, nahezu geschlossenes System bildete: mit Institutio-

nen, Selbstverwaltungsinstanzen und Interessenvertretungen nach innen und aussen, mit Kasten, Klassen, Rängen und Hierarchien, mit Vereinen und Bildungsstätten von der public school bis zum College und zur Universität, vor allem aber mit Kirchen. Die schwarze Kirche des Südens war und ist heute noch das kerngesunde Herz der schwarzen Gesellschaft.

Ohne Gesellschaft ist keine Organisation und ohne Organisation keine Revolution möglich. Nur durch die List der Idee war esmöglich, dass die Bürgerrechtsbewegung zustande kam, und nur durch die List der Idee kam es, in Umkehrung der restaurativen Intentionen des weissen Südens, zu einer zweiten, zur schwarzamerikanischen Revolution im Namen der Ideale, mit denen die erste fast zweihundert Jahre früher angetreten war.

Entscheidend für ihren Sieg war die schwarze Kirche, ihre Speerspitze. 1957 wurde in Atlanta/Georgia die «Southern Christian Leadership Conference», ein Zusammenschluss von Geistlichen, gegründet, die Martin Luther King, den jüngsten unter ihnen, zum Präsidenten wählten. Der von ihm und seinen etwa sechzig Mitbrüdern genau durchdachten Zusammenarbeit mit den integrierten Bürgerrechtsorganisationen des Nordens ist es zu verdanken, dass die Revolution, mindestens im Süden und solange sie ihre Ausgangsziele verfolgte, unter Kontrolle blieb. Die ehrwürdige, schon 1908 gegründete NAACP (National Association for the Advancement of Colored People), der 1943 entstandene «Congress for Racial Equality» (CORE) sowie die Studentenvereinigung SNCC (Students Nonviolent Cooperation Committee), die 1960 zusammentrat, schlossen sich mit der von Martin Luther King geführten Organisation aus dem Süden zusammen. Darüber, dass der gemeinsame Kampf nur gewaltlos geführt und gewonnen werden konnte, waren sich alle einig.

Der schwarze Gandhi

Mitgerissen von der Gefühlskraft und Opferbereitschaft der schwarzen Massen übersahen und übersehen viele Sympathisanten der Bürgerrechtsbewegung zu leicht, dass sie bei aller moralischen Inbrunst auch ein grossangelegtes politisches Unternehmen war. Verfolgt man ihren Gang aufmerksam vom Busboykott in Montgomery/Alabama (1955) bis zu ihrem Höhepunkt, dem Marsch auf Washington (1963), so erkennt man, dass sie systematisch und Schritt für Schritt den Kampf mit den «Jim Crow Laws» des Südens aufgenommen — und schliesslich gewonnen hat. Strategie und Taktik waren für ihre Erfolge ebenso wichtig wie der religiöse Enthusiasmus, die Berufung auf die Verfassung von nicht geringerer Bedeutung als der Appell an das Gewissen. Man täte Martin Luther King Unrecht, wollte man ihn nur als Christ und Märtyrer verehren, der für seinen Glauben in

den Tod gegangen ist. Er war auch ein Politiker von Rang und ein revolutionärer Aktivist in der Tradition seines Landes. Warum aber dann die radikale Wehrlosigkeit, das Ertragen von Brutalität unter Verzicht sogar auf Notwehr? Natürlich aus tiefer, gläubiger Frömmigkeit, aber eben doch auch aus politischem Kalkül.

Was bedeutet denn überhaupt der massenweise Verzicht auf Gewalt? Um es paradox auszudrücken: Er ist die Macht der Ohnmächtigen. Für die Schwarzen im Geltungsbereich der Segregationsgesetze des Südens war Gewaltverzicht das einzige Machtmittel, und auch das nur, seit sie sich seiner als Gesellschaft, nicht als einzelne oder in revolutionären Gruppen bedienen konnten.

Als Machtmittel der Ohnmacht ist Gewaltverzicht sicher so alt wie die Menschheit. Ja, man findet ihn sogar schon — als Demutsgebärde der Hunde beispielsweise — bei Tieren. Auf der Stufe des Menschen gilt in diesem Sinne etwa, dass der Unterhändler eines geschlagenen Heeres mit freiem Geleit rechnen kann. Aber wie steht es mit einem Heer, dessen Unterhändler sofort gelyncht würde? Waren die Schwarzen des Südens nicht von vornherein ein unbewaffnetes Heer, dem selbst Booker T. Washingtons Demutsgebärde nichts genützt hatte? War nicht jeder einzelne Schwarze so ohnmächtig, dass ihn das Pochen auf sein Recht den Kopf gekostet hätte? Kollektiver Gewaltverzicht war einfach ein Gebot der Klugheit, die zur moralischen Leistung erst durch die verpflichtende Zustimmung des Einzelnen wurde. Diese individuelle moralische Leistung nennt Jakob Burckhardt in den «Welthistorischen Betrachtungen» Seelenstärke. Er sagt: *«Im Erdulden grosser dauernder Gefahren, zum Beispiel beständiger Attentatsgefahr, bei höchster Anstrengung der Intelligenz, vollzieht das grosse Individuum deutlich einen Willen, der über sein Erdendasein hinausreicht.»*[9] In diesem Sinne war Martin Luther King ein «grosses Individuum». Er hat jedem einzelnen seiner Mitstreiter unter ständiger Lebensbedrohung bei höchster Anstrengung seiner Intelligenz Seelenstärke vorgelebt, die als Konsequenz seiner politischen Überzeugung als Amerikaner und seines christlichen Glaubens inzwischen weit über sein zeitliches Dasein hinausreicht.

Bezeichnend für das politische Element seines Denkens sind Worte, mit denen er die schwarzen Bürger von Montgomery 1955 zum Durchhalten anfeuerte:

«Es gehört zu den ruhmreichsten Leistungen Amerikas, dass wir das Recht zum Protestieren haben. Der Krieg, den wir führen, ist kein Krieg zwischen Weissen und Schwarzen, sondern zwischen Recht und Unrecht.»

Aber auch: *«Wir müssen mit der Waffe der Liebe kämpfen.»*

Die «New York Times» kommentierte: *«Durch die Berufung auf die christliche Tugend der Nächstenliebe ist der Boykott zu einer Massenbewe-*

gung des passiven Widerstandes geworden... Dadurch, dass der Protest in Kirchen und Massenversammlungen verkündet wurde, bekam er die Dynamik eines Kreuzzuges und appellierte damit an die stärkste Gefühlskraft der Schwarzen.»[10] Nur der Schwarzen? Opferbereitschaft, Selbstverleugnung, tätige Nächstenliebe statt Hass, Rachsucht und Gewalttätigkeit rühren an die Herzen der meisten Menschen, auch wenn sie persönlich nicht betroffen sind.

Auch in diesem Sinne gehörte der Gewaltverzicht zum politischen Kalkül. Der Zeitungsleser, der Rundfunkhörer im Norden, im fernen Europa, in der ganzen von den modernen Massenmedien erreichten Welt nahm Anteil an den sensationellen Ereignissen im amerikanischen Süden, die in technisch weniger fortgeschrittenen Zeiten über die unmittelbar Beteiligten hinaus wohl kaum Beachtung gefunden hätten. In den Wochenschauen der Kinos und vor den Fernsehschirmen aller Nationen erregten die Bilder der neun schwarzen Kinder in Little Rock, der Hauptstadt von Arkansas, Empörung: Kinder, die von einem tausendköpfigen weissen Mob daran gehindert wurden, in die Schule zu gehen. Die Polizisten von Birmingham/ Alabama, die mit Wasserwerfern auf Hunderte von schwarzen Kindern losgingen, setzten sich der Verachtung der ganzen Welt aus.

Das Ziel Amerikas...

Martin Luther King, der bei dieser Aktion der Bewegung verhaftet wurde, schrieb damals in seinem berühmten «Brief aus dem Gefängnis von Birmingham»:

«Wir werden unser Ziel, das Freiheit heisst, hier in Birmingham und überall erreichen, denn das Ziel Amerikas ist die Freiheit. Unser Geschick ist unlöslich verbunden mit dem Amerikas, auch wenn wir heute noch verachtet werdn».[11]

Verachtet? Als er durch die Intervention John F. Kennedys aus der Haft befreit wurde, hatte die Nation gleich zwei neue Helden, deren Aura ausglich, was der vor kaum zwei Jahrzehnten in Europa besiegte Rassismus in seiner hausgemachten Variante dem amerikanischen Ansehen in der Welt schadete. Dass sowohl Kennedy als auch Martin Luther King nicht mit dieser Wirkung gerechnet hätten, ist nicht anzunehmen.

Wie dem auch sei: Für die Schwarzen im Süden hatte der demonstrative Gewaltverzicht den Effekt, ihnen Massen von Sympathisanten zu gewinnen. Am Marsch auf Washington am 28. August 1963 beteiligten sich ausser 200 000 Schwarzen auch 50 000 Weisse. Die «Jim Crow Laws», um die sich bisher in der weiten Welt niemand gekümmert hatte, waren auf einmal Gegenstand der allgemeinen Empörung, die Tatsache, dass ein schwarzer

Baptistenpfarrer für seinen Appell an das christliche Gewissen im Gefängnis sass, wurde als nationale Schande empfunden. Der Polizeichef von Birmingham *«ist der beste Helfer, den die Bürgerrechtsbewegung finden konnte»* erklärte Justizminister Robert Kennedy[12] damals.

Weisse Gewalt

Allerdings blieb auch der entgegengesetzte Effekt nicht aus. Nichts reizte den Fanatismus der Rassisten so sehr wie die vor aller Welt bekundete moralische Überlegenheit der Schwarzen. Im Jahr des Sieges von Birmingham und des Marsches auf Washington wurde in Mississippi ein schwarzer Soldat des Zweiten Weltkrieges, der dort als NAACP-Helfer tätig war, ermordet. Er wurde zwar auf dem Heldenfriedhof in Arlington begraben — wenige Monate vor Präsident Kennedy. Aber die Mörder und ihre Hintermänner wurden nicht bestraft.

Bis die schwarzen Wähler im tiefen Süden ungehindert zu den Urnen gehen konnten, ist noch viel Blut geflossen. Wenige Wochen nach dem Marsch auf Washington wurden vier kleine schwarze Mädchen während der Sonntagsschule in einer Kirche in Birmingham durch eine Bombe getötet. Einen Monat nachdem Präsident Johnson den noch von Kennedy vorgelegten Bürgerrechtsvertrag unterzeichnet hatte, wurden drei Wahlhelfer, zwei Weisse und ein Schwarzer, in Mississippi ermordet. Zu den grausamsten Morden des Jahres 1965, in dem Präsident Johnson die «Voting Act Bill» unterzeichnete, gehört der an einer weissen Sympathisantin aus Detroit, die der Ku-Klux-Klan dafür richtete, dass sie schwarze Teilnehmer an einem Marsch auf das Kapitol in Montgomery auf der Heimfahrt in ihrem Auto mitgenommen hatte. Als der schwarze Student James Meredith 1966 in der Nähe von Memphis/Tennessee lebensgefährlich verletzt wurde, spaltete sich die Studentenbewegung SNNC schliesslich am Für und Wider die Gewaltlosigkeit. Meredith selbst genas zwar, aber einige seiner Freunde schworen Rache und gründeten die «Black-Power»-Bewegung. Der Schwerpunkt der Rassenkämpfe verlagerte sich von da an auf die Grossstädte des Nordens und die Universitäten des Westens, allen voran Berkeley. Einerlei, ob in Oakland, in Watt oder in Harlem: Von 1966 an wurde gnadenlos Gewalt angewendet. Wie besorgt Martin Luther King diese Entwicklung verfolgte, verraten schon einige Passagen seiner Dankesrede für die Verleihung des Nobelpreises (1964): In Oslo stellte er sich selbst und seinen illustren Zuhörern die nachdenkliche Frage:

«Warum dieser Preis einer Bewegung verliehen wird, die belagert ist und sich einem unnachgiebigen Kampf verpflichtet hat, einer Bewegung, die

noch nicht den wahren Frieden und die brüderliche Gemeinsamkeit erreicht, die den Sinn des Nobelpreises ausmachen.» Vielleicht ahnte er damals schon, dass es eines noch grösseren persönlichen Opfers als aller bisherigen bedurfte, um seine und seiner Anhänger Ziele zu erreichen. Erst seit seinem Tod, seit dem Mord in Memphis am 4. April 1968, ist die Segregation im Süden endgültig überwunden. Heute wirken die Südstaaten befriedeter als der Norden und Westen. Das Leben in den Städten von Georgia, den beiden Carolinas, Alabama und Mississippi verläuft geordneter als selbst das in den alten Neu-England-Staaten. Eine durch die Verheerungen des Bürgerkrieges — den man im Süden übrigens beharrlich und mit einer gewissen Würde *«den Krieg zwischen den Staaten»* nennt — und die Rassenkämpfe der fünfziger und sechziger Jahre in ihrem Bewusstsein als Erben der aufklärerischen Ideale der Unabhängigkeitserklärung gedemütigte Bevölkerung hat die rassistischen Grausamkeiten zwar nicht vergessen. Aber ihre Opfer nehmen im Gedächtnis der überwiegenden Mehrheit einen ähnlichen Platz ein wie die der Schlachten zwischen Konföderation und Union. Für den europäischen Reisenden, der sich heimatlicher Gewalttaten erinnert, denen keine gewaltlose direkte Aktion Einhalt geboten hat, ist das eine merkwürdige Lehre. Ob auf dem Heldenfriedhof von Vicksburg oder vor dem Martin-Luther-King-Memorial in Atlanta: Gewalt gibt sich zu erkennen als die Ohnmacht der Mächtigen.

Die unsichtbare Kirche

Die Zeit, die zu leben Martin Luther King bestimmt war, entspricht etwa dem, was man ein Menschenalter nennt. Daran gemessen wäre, was er geleistet hat, fast unbegreiflich, hätte er nicht vollendet, was Generationen vor ihm begonnen und weitergegeben haben. Er war der Urenkel, Enkel und Sohn schwarzer Geistlicher. Das Wirken des Urgrossvaters hat sich zwar in der Geschichtslosigkeit der Sklaverei verloren. Aber sein Sohn, der Reverend Adam Daniel Williams, geboren 1863, im Jahre der Sklavenemanzipation, Martin Luther Kings Grossvater mütterlicherseits, war schon Pastor der Ebenezer Baptist Church in Atlanta. Er starb, als Martin Luther King eben zwei Jahre alt war. Aber seine Witwe, Celeste Williams, von den Enkeln zärtlich «Mama» genannt, hat diesen das geistige und geistliche Erbe der Generationen vor ihnen vermittelt. Mutter und Grossmutter gehörten gesellschaftlich zur schwarzen Oberschicht des Südens. Die schwarze Geistlichkeit führte ihr Ansehen auf die «invisible institution», die «unsichtbare» Kirche der Sklaven zurück.

Ganz anders der Vater, der Reverend Martin Luther King sen., der seinem Schwiegervater als Pfarrer der Ebenezer Church folgte. Der starke

Sohn eines bettelarmen Kleinpächters (sharecropper) hatte sich mühsam aus dem sozialen Nirgendwo zum Akademiker und Theologen hochgearbeitet und die Glückskarte seines Lebens gezogen, als er die junge Lehrerin Alberta Williams heiratete. Er, der das schwarze Elend in aller Härte und vielen Varianten kannte, vermachte dem Sohn den Geist des moralischen und sozialen Protestes, der sich jahrhundertelang nur in der Verrätselung biblischer Anspielungen äussern konnte. Insgeheim war die Kirche der Schwarzen immer nicht nur die Zuflucht der Bedrängten, sondern auch ein Ort des Protestes. Die bekanntesten Sklavenrevolten sind von schwarzen Predigern angeführt worden: Denmark Vesey, Gabriel Prosser und Nat Turner haben die Empörung gegen die Sklaverei im Geiste der Freiheit eines Christenmenschen mit dem gewaltsamen Tode bezahlt. Dass der Geist des Protestes aber auch in denen wach war, die sich scheinbar klaglos fügten, verraten ihre Spirituals wie

Didn't my Lord deliver Daniel,
And why not every man?

oder:

Joshua fit de battle of Jericho
And de walls come tumbling down.

Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen im Süden sangen die Bürgerrechtler eines der mächtigsten Sklavenlieder mit einer aktuellen Veränderung:

Go down Moses
Way down in Egyptland
Tell old Pritchett
To let my people go[13]

Great awakening

Entscheidend für Martin Luther Kings späteren Weg war auch ein anderes Element, das ihm überkommen war: das Bewusstsein zweifacher Berufung. Schon der scheinbar durch nichts von anderen Sklaven unterschiedene geistliche Hirte der «unsichtbaren» Sklavengemeinde auf den Baumwoll-, Zucker-, Reis- oder Tabakplantagen wusste sich zweifach berufen: durch Gott und aus der Mitte seiner Mitsklaven. Diese glaubten an seine göttliche Berufung, weil er ihnen die Heilige Schrift aktualisierte und sie aus «Sündern» zu «Heiligen» machen konnte: kraft seines Gebetes und seiner erleuchteten Rede. Er konnte nur *«the Lord's Annointed»,* der

Gesalbtte des Herrn, sein[14] und war daher ihr von Gott gegebener «Leader», einerlei, ob als solcher von den Weissen anerkannt oder nicht.

Die durch Leidensdruck von jeher zu gesteigerter Emotionalität neigende Frömmigkeit der Schwarzen ging in den beiden grossen Erwekkungswellen des 18. und 19. Jahrhunderts, dem «Great Revival» und dem «Great Awakening», nahtlos in die Freikirchen der Methodisten und Baptisten über. Vom Stil seiner Rede her beurteilt, war Martin Luther King ein zweifach berufener Erweckungsprediger, war die Bürgerrechtsbewegung ein modernes «Great Awakening».

Zu den beiden emotionalen Faktoren, dem aus zwei Quellen gespeisten Protest und der zweifachen Berufung, kommt noch ein dritter, nicht zu unterschätzender: Er war kein Laienprediger, sondern ein weltoffener Theologe, der sich nicht nur in seinem Fach, sondern auch philosophisch, historisch, soziologisch und literarisch, vor allem aber in der politischen Tradition seines Landes auskannte.

Auf seinem akademischen Weg vom segregierten Morehouse College in Atlanta, das schon Vater und Grossvater besucht hatten[15], über das integrierte Crozer Theological Seminary in Chester/Pennsylvania bis zur Boston University, wo er den philosophischen Doktorgrad erwarb, hat er sich das Rüstzeug angeeignet, ohne das er Skeptiker wie die Brüder Kennedy kaum überzeugt hätte. Solange er seine Sache, die der Schwarzen im segregierten Süden, verfolgte, hatte er, dank seiner intellektuellen Redlichkeit die Elite des akademischen Establishments im Norden und Osten hinter sich.

Den von Schleiermacher und später von Bultmann und Rosenzweig vertretenen Personalismus hat er durch einen seiner besten amerikanischen Kenner, Edgar Sheffield Brightman, einen seiner Lehrer an der Boston University, eingeimpft bekommen.

Im Crozer Seminary vertiefte er sich in Rauschenbachs «Social Gospel» und wurde Zeuge der theologischen Umwälzung, die von Paul Tillich und Reinhold Niebuhr ausging. Nicht erst Niebuhr, der die Schwarzen schon in den dreissiger Jahren auf Gandhis passiven Widerstand hingewiesen hatte, sondern schon durch einen seiner Lehrer am Morehouse College war er auf die Methode des Inders, ein Weltreich in die Knie zu zwingen, aufmerksam geworden. Neben dessen Konzept «satyagra» (Kraft aus Wahrheit) verlor der Marxismus, der begreiflicherweise viele intellektuelle Schwarze anzog, jede Faszination für den durch und durch religiös geprägten Südstaatler. Durchhalten im politischen Zustand der «non-cooperation» nach dem Vorbild des amerikanischen Transzendentalisten Henry David Thoreau, auf den Gandhi sich übrigens expressis verbis berufen hatte, wurde Kings moralische Maxime. Thoreaus berühmte Schrift von 1849 «On the Duty of Civil Disobedience» lieferte die politische Rechtfer-

tigung für die gewaltlosen, direkten Aktionen der Bürgerrechtler. Darin heisst es u.a. «Wenn ein Sechstel der Bevölkerung eines Landes, das sich als Hort der Freiheit versteht, aus Sklaven besteht... so ist es... an der Zeit, dass Männer von Ehre sich erheben und rebellieren.» [16]

Thoreau war gewiss alles andere als ein Theologe, sondern vielmehr auf dem Umweg über Coleridge wie sein Freund Emerson ein Jünger Kants. In der *«Grundlegung zur Metaphysik der Sitten»* formuliert Kant den kategorischen Imperativ anders als in der *«Kritik der praktischen Vernunft»:*

«Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz werden sollte.» Es ist dieses fast übermenschliche *«als ob»,* ds Martin Luther King keine Ruhe gelassen hat, als er *«die Maxime seiner Handlung»* über die ursprüngliche Sache des Südens hinaus ausdehnte auf die Beseitigung der Armut und die Beendigung des Vietnamkrieges. Zwar hat er damit den militärischen und ökonomischen Machtapparat der Vereinigten Staaten in die Schranken gefordert. Aber ist er darum gescheitert? Eine rätselhafte Dialektik, höher als alle Vernunft, hat es so eingerichtet, dass der Mord an dem frommen schwarzen Rebellen den Triumph der Maxime seiner Handlung in den Grenzen seiner ursprüngglichen Absicht überhaupt erst besiegelt hat.

Und das Mehr, das er wollte? Vielleicht gehört es zum Wesen des Menschen, mehr zu wollen, als er erreichen kann, um zu erreichen, was in den Grenzen seiner Möglichkeit liegt. Mehr zu wollen, als Menschen erreichen können, war das aufklärerische Konzept am Anfang der Vereinigten Staaten von Amerika. Nicht von ungefähr haben die Amerikaner dem Nachkömmling ihrer Sklaven einen Nationalfeiertag gewidmet. Nicht von ungefähr singen alle Menschen, die guten Willens sind, heute die Hymne der zweiten amerikanischen Revolution: *«We shall overcome some day.»*

[1] Übersetzt aus Flip Schulke und Penelope McPhee: King Remembered. New York, Simon and Schuster, S. 138. — [2] «An American Dilemma» ist der Titel der immer noch gründlichsten sozialwissenschaftlichen Studie über die schwarzen Amerikaner von Gunnar Myrdal. New York/Toronto/London, McGraw Hill Company, 2 Bände, 1300 Seiten, 1. Auflage 1944. Seither immer wieder überarbeitet und erweitert. — [3] 3. Buch Mose, 19. Vers 18, 33, 34. — [4] Übersetzt aus John A. Scott (Hrg.): Living Documents in American History. New York, Wahington Square Press, 1963. — [5] Jim Crow (die Krähe) ist ein Schimpfname für Schwarze. Schon in der Kolonialzeit wurde auf Jahrmärkten der Vers gesungen: «Weel a-bout and turn a-bout and jump just so. Every time I turn a-bout I jump Jim Crow.» Die Sänger mit geschwärzten Gesichtern tanzten dazu mit grotesken Verrenkungen. — [6] Übersetzt aus John A. Scott: Living Documents... s. Anm. 4. — [7] Übersetzt aus Lerone Bennet jr.: Before the May Flower. A History of the Negro in America 1619—1964. Chicago, Johnson Publishing Company, 1961, ff. S. 234. — [8] Zitat aus Booker Th. Washingtons Ansprache anlässlich der Landwirtschaftsausstellung von 1893 in Atlanta. Die Rede ist seither als «Atlanta Compromise» ebenso bekannt wie umstritten. Übersetzt aus: Booker T. Wa-

shington. Up from Slavery. In: Three Negro Classics, New York, Avon Books, 1965, S. 145, — [9] Jakob Burckhardt. Weltgeschichtliche Betrachtungen. Leipzig, Kröner Verlag, 1955, S. 234. — [10] Übersetzt aus Anthony Lewis and the New York Times: Portrait of a Decade. The Second American Revolution. New York, Random House, 1964, S. 72. — [11] Vollständiger Text des Briefes s. Flip Schulke and Penelope McPhee, a.a.O., S. 276 ff. — [12] Übersetzt aus Flip Schulke and Penelope McPhee, a.a.O., S. 132. — [13] Laurie Pritchett war der Sheriff von Albany/Georgia, ein besonders fanatischer und brutaler Rassist. — [14] Siehe dazu den späten, bitteren Reflex in James Baldwins erstem Roman «Go tell it on the Mountain», 1953. — [15] Gegründet 1867. — [16] Übersetzt aus Henry David Thoreau: Walden. And the Famous Essay on Civil Disobedience. Signet Classics. 17th Printing 1963, S. 225.

Es ist wahr, vielen juckt ihr literarisches Fell, und das Bücherschreiben nimmt kein Ende, besonders in unseren Kritzelzeiten, in denen Druckerzeugnisse Legion sind, sich die Pressen im Belagerungszustand befinden und es jeden gelüstet, sich als Autor einen Namen zu machen. Sie schreiben über alles Mögliche und kratzen es von anderswo zusammen. Verhext von Ruhmsucht, ruinieren sie ihre Gesundheit, und dass sie kaum noch die Feder halten können, bringt sie ebensowenig vom Publizieren ab wie der Niedergang und Bankrott ihrer Mitmenschen. Unter die Schriftsteller wollen sie gerechnet werden, als Polyhistoren und Universalisten gelten, sich in diesen Zeiten ehrgeizigen Gerangels mit ihrer brotlosen Kunst ein papierenes Königreich erwerben; und die, die noch kaum das Zeug zum Zuhören haben, müssen partout schon als Lehrer und Magister auftreten. Sie stürzen sich auf alle Disziplinen, auf theologische und weltliche Autoritäten, klappern die Indizes und Pamphlete so nach Bemerkenswertem ab wie unsere Handelsleute fremde Häfen nach Handelsware, schreiben Wälzer, auch wenn sie dadurch nicht bessere Gelehrte, sondern nur grössere Schwätzer werden.

Aus: Robert Burton: Anatomie der Melancholie. Über die Allgegenwart der Schwermut, ihre Ursachen und Symptome sowie die Kunst, es mit ihr auszuhalten. Eine Überetzung des 1621 in erster Auflage in Oxford erschienenen Werks, mit einem Nachwort des Übersetzers Ulrich Horstmann, ist 1988 im Artemis Verlag, Zürich und München, erschienen.